

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. E. N. A. u. M. A. n. n.'s Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 678—10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelber sind zu adressiren: Rev. Th. Jäkel, Milwaukee, Wis.

21. Jahrg. No. 9.

Milwaukee, Wis., den 1. Januar 1886.

Kauf. No. 521.

Inhalt. — Zum neuen Jahr. — Zum neuen Jahre. — Die Haupt-Irrlehren des Papsttums. — Die Großmagd. — Die beste Gabe. — Wie die erlangte Vergebung der Sünden wieder verschertzt wird. — Geben ist seliger denn Nehmen. — Heiden und Heidenchristen. — Aus der Heidenwelt. — Kürzere Nachrichten. — Bücher-tisch. — Bekanntmachung. — Einführung. — Conferenzen-Anzeigen. — Quittungen. —

Zum neuen Jahr.

Dringe, Seele, rüstig weiter,
Vorwärts auf dem schmalen Pfad,
Denn der Herr ist dein Begleiter,
Führt dich sicher früh und spat.

Hast du's doch gar oft erfahren
Auch im nun verfloß'nen Jahr,
Daß Er durch so viel Gefahren
Dich geführt so wunderbar.

Wie Er führt, so soll's nun gehen
Weiter auch, getrost und still;
Auch im neuen Jahr' geschehen
Soll an Dir des Vaters Will'.

Und nun rüstig fortgedrungen,
Unverrückt auf Ihn gesehen,
Bald hast du dann ausgerungen,
Darfst zu Seiner Ruh' eingehn.

S. B.

Zum neuen Jahre.

„Nun laßt uns gehen und treten
Mit Singen und mit Beten
Zum HErrn, der unserm Leben
Bis hieher Kraft gegeben.“

So singen wir mit dem seligen Paul Gerhardt. So singt am Neujahrstage wohl mancher, der sonst das ganze Jahr hindurch selten oder nie mit Singen und mit Beten zum HErrn getreten kommt, selten oder nie da erscheint, wo die christliche Gemeinde mit geistlichen, lieblichen Liedern sich erbaut und Bitte, Lob und Dank vor Gottes Angesicht trägt. Nun ist es ja freilich immerhin noch besser, man laßt sich am ersten Tage des Jahres nüchtern und ordentlich im Gottes-

dienst finden, als daß man nach mild durchschwärmter Neujahrnacht im Morgenrauen heimkehrt, vielleicht von einem freundlichen Polizeidiener heingeführt, den Tag über seinen Rausch ausschläft, wie ja leider Gottes so viele diesen Tag verbringen, die am Neujahrsmorgen überhaupt kaum oder gar nicht mehr gehn und treten konnten, am wenigsten aber an einen Gang ins Gotteshaus gedacht haben und in einer Verfassung, die selbst dem unvernünftigen Vieh widerstrebt, ins neue Jahr hineintaumeln. Darf man sich wohl wundern, wenn auf solchen Jahresanfang ein unseliger Fortgang folgt, wenn Weib und Kinder entweder auch mit rohem, müstem Wesen, oder gedrückten Herzens mit Seufzen und bangen Sorgen das neue Jahr antreten.

Aber damit, daß es andere noch viel weniger recht machen, sind die Neujahrskirchgänger, die sich nachher, wer weiß, wie lange nicht wieder im Gottes-hause blicken lassen, keineswegs entschuldigt, so wenig wie ein Dieb damit entschuldigt ist, daß es Leute giebt, die noch viel mehr gestohlen haben. Wie heißt es doch im Liede?

„Zum HErrn, der unserm Leben
Bis hieher Kraft gegeben.“

Wie hat doch der HErr das gethan, daß er im verfloßenen Jahre unser Leben erhalten hat? Etwa so, daß er uns am vorigen Neujahrstage zum Mittagessen den Tisch gedeckt und durch eine reichliche Mahlzeit uns gesättigt und gestärkt hat und dann die übrigen dreihundert und vierundsechzig Tage uns fasten ließ? Nicht doch; sondern so, daß er immer wieder uns an den gedeckten Tisch setzte und unsere Leibeskräfte sich erneuern ließ, daß wir nun noch gehen und treten können leiblich zur Stätte, da Gott seines Namens Gedächtnis gestiftet hat und zu uns kommen will, uns zu segnen. Und da soll nun der ganze Dank darin bestehen, daß einer, den Gott alle Tage des verfloßenen Jahres bei Leben und Gedeihen erhalten hat, am Neujahrstage einen einzigen Kirchgang hält? Das reimt sich schlecht zum siebenten Vers des schönen Liedes, wo es heißt:

„Gelobt sei deine Treue,
Die alle Morgen neue.“

Oder ist vielleicht nur am ersten Tag des alten Jahres die Sonne aufgegangen mit ihren erleuchtenden und erwärmenden Strahlen, um dann am Abend zu verschwinden auf Nimmerwiedersehen bis zum nächsten Neujahrsmorgen? Nein; sondern alle Morgen das

ganze Jahr hindurch hat der Vater im Himmel seine Sonne aufgehen lassen, und es ist uns nicht eingefallen, das anders zu erwarten, und wir wären nicht wenig erschrocken, wenn eines Tages die Sonne ausgeblieben wäre. Wenn wir aber nun am Neujahrstage vor Gott hin gehn und treten mit Singen und mit Beten und sprechen:

„Laß Großen und auch Kleinen
Die Gnaden Sonne scheinen“,

meinen wir da nur den Neujahrstagsgottesdienst mit seinen Gnadenstrahlen, die aus dem Festengelium leuchten in den Worten: „Da ward sein Name genannt Jesu“, oder soll uns dies Himmelslicht mit seinem beseligenden Schein nicht vielmehr das ganze Jahr hindurch erleuchten und erwärmen und beleben? Ist's uns wirklich ein Ernst mit unserm Singen und Beten am Neujahrstage, so wird auch unsere Neujahrbitte dahin gehen, daß doch im vor uns liegenden Jahre, wenn nach Gottes Rath und Willen unser Gehn und Wandern noch durch dasselbe hindurch bis wieder zu einem andern Jahre führen soll, kein Tag vergehen möge, ohne daß an demselben Gottes Gnaden Sonne in seinem Wort uns scheine, uns und unsern Kindern, damit es auch im Geistlichen, nach unserm inwendigen Menschen, von uns heiße:

„Wir leben und gedeihen
Vom alten bis zum neuen.“

So sei denn in Gottes Namen das neue Jahr begonnen, und nicht nur begonnen, sondern auch fortgesetzt, so lange es ihm gefällt. Seine Gnade sei unsers Herzens Trost, Sein Wort unsers Fußes Leuchte, seine treue Pflege unsers Lebens Kraft; unser Reichthum sei Sein milder Segen, unser Beistand Sein werth'er Geist,

Der uns hier herrlich ziere
Und dort zum Himmel führe.

G.

Die Haupt-Irrlehren des Papsttums.

II.

„Du sollst nicht andere Götter haben neben mir“, sagt Gott im ersten Gebot, und Doctor Luther legt dasselbe aus mit den Worten: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten lieben und vertrauen.“ In der Papstkirche hingegen wird das Volk auf die Heiligen hingewiesen

und angehalten, sie als Nothhelfer anzurufen. Anstatt vor dem allgegenwärtigen, allwissenden Gott das Herz auszusüßten und alle Noth im herzlichem Gebet vor Gottes Angesicht zu tragen und gewiß zu glauben, daß er helfen kann und helfen will, wann und wie es uns am besten und heilsamsten ist, wallfahrten Tausende von Papisten zum Marienbild nach Lourdes, andere nach Einsiedeln, noch andere zum erlogenen heiligen ungenährten Rock in Trier oder an einen anderen Ort, an dem ein sogenanntes wunderthätiges Heiligtum gezeigt wird. In einem Gesang an den ungenährten Rock heißt es:

„Deiner Lieb, o Gott, und Macht,
Sei hohes Lob gebracht;
Geben so empfinden wir,
Heiliges Kleinod, Lieb zu dir.“

In einer „Litanei vom heiligen Rock“ werden die Christen angehalten zu beten:

„Wir armen Sünder, wir bitten dich,
„Daß du allen, die deinen heiligen Rock anschauen
und verehren, den ewigen Frieden beschere-
ren wollest.“

„Daß du uns und unser Vaterland in Ansehung
dieses deines heiligen Rockes von allem Uebel be-
wahren wollest.“

Der Papist betet nach seinem Rosenkranz fünfzig Ave Maria und nur fünf Vater Unser, daß also auf ein Gebet zum himmlischen Vater immer zehn zur Jungfrau Maria kommen. Von Jugend auf lehrt man den Papisten, die Mutter Jesu als die Königin des Himmels zu betrachten, der Gottes Sohn als seiner Mutter nichts abschlagen dürfe, und die wiederum ihren Schutzbefohlenen nichts abschlage; in aller Noth soll er sich vertrauend an sie wenden; in der Todesstunde soll sie ihm als seine Zuflucht gelten. Sein tägliches Seufzen ist, wie ich das hundertfach angehört habe: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unsers Todes. Amen.“ Noch in unserm Jahrhundert hat ein Papist, Gregor XVI., in einem Rundschreiben an seine Prälaten geschrieben: „Damit alles einen glücklichen Ausgang habe, so laßt uns unsere Augen zu der gesegneten heiligen Jungfrau erheben, welche allein alle Kezerei zerstört, und welche unsere größte, ja der Grund aller unserer Hoffnung ist. Möge sie uns mächtig beschirmen und all unser Wünsche, Vorhaben und Thun in der gegenwärtigen Bedrängnis der Herde Christi segnen.“ Und diesen Götzendiener muß jeder Papist als unfehlbar betrachten; dieser Aufforderung zu gleichem Götzendienst muß er, wenn er nach den Lehren und Satzungen seiner Kirche thun will, Folge leisten, und daß er es thut, haben wir ja oben vernommen. Wie auch andere Heilige über Christum und die ganze heilige Dreieinigkeit gestellt werden, mag nur noch ein Beispiel veranschaulichen. Am Altar des heiligen Thomas a Becket zu Canterbury in England wurden in einem Jahre 9991 Gulden geopfert, am Altar Jesu Christi nur 37 Gulden eingelegt. Im folgenden Jahre erhielt der verstorbene Papist gar 11451 Gulden, der Herr Christus gar nichts. —

Es würde zu weit führen, wenn hier auf alle den abgöttischen Anflug mit Heiligengebeinen und Amuletten und tausenderlei Dingen, der im Papsttum getrieben wird, ins Einzelne eingegangen werden sollte, und von der schändlichen Abgötterei, die den Papst selbst

als einen unfehlbaren Gott in den Tempel Gottes setzt, daß alle Völker seinem Wort unbefehens und weil es sein Wort ist, gehorchen sollen, haben wir oben schon gehandelt.

Mit diesen Irrtümern läuft nun das Papsttum auch gegen das zweite Gebot an, nach welchem wir Gottes Namen heiligen, ihn in allen Nöthen anrufen, ihn loben und ihm danken, hingegen vor Mißbrauch seines Namens uns hüten sollen. Im Papsttum aber wird die Ehre der Anrufung auch Creaturen zugewendet. Das Wort Gottes wird auf mancherlei Weise dem Mißbrauch unterworfen, nicht nur durch falsche Auslegung verdreht, sondern auch nach Art der Zaubermittel zu Zwecken angewendet, zu welchen es Gott nicht gegeben hat.

Nach dem dritten Gebot sollen wir Christen die Predigt und Gottes Wort nicht verachten, sondern dasselbe heilig halten, gerne hören und lernen. Im Papsttum hingegen wird dem Volk das Hören und Lernen des Wortes Gottes geflissentlich erschwert. Zunächst hat man überhaupt die Predigt in den papistischen Gottesdiensten sehr zurückgedrängt, zum Theil ganz verschwinden lassen, so daß die Gemeindeglieder in den Messgottesdiensten kein Stücklein christlicher Lehre, sondern nur lateinisches Gemurmel und Gesänge zu hören bekommen, das sie nicht verstehen; hingegen gilt das Messopfer als das größte Heiligtum. Ferner wird auf mancherlei Weise das Volk gehindert am Lesen der heiligen Schrift, davon doch der Heiland spricht: „Suchet in der Schrift.“ In einer Verordnung, die eine Committée des Tridentinischen Concils verfaßt und Papst Pius IV. bestätigt hat, heißt es: „Da es die Erfahrung offenbar zeigt, daß wenn die heiligen Bücher allenthalben ohne Unterschied in der Landessprache zugelassen werden, daraus durch die Vermessenhaftigkeit der Menschen mehr Nothheil als Nutzen entspringt, so sei es in dieser Hinsicht dem Urtheil des Bischofs oder Inquisitors anheimgestellt, daß mit dem Rathe des Pfarrers oder Beichtvaters das Lesen der von katholischen Verfassern übersetzten heiligen Bücher in der Landessprache denjenigen erlaubt werden könne, von denen sie die Kenntniss haben, daß sie durch dieses Lesen keinen Schaden, sondern eine Vermehrung des Glaubens und der Frömmigkeit zu nehmen vermögen, und diese Erlaubnis sollen sie schriftlich haben. Wer aber ohne solche Erlaubnis es sich herausnimmt, sie zu lesen oder zu haben, der soll, ehe er die Bibel dem Ordinarius ausliefert, keine Absolution von seinen Sünden erlangen können.“ — Als ein in der katholischen Kirche stehender Theologe in Frankreich, Paschasius Quesnel, gelehrt hatte, „das Lesen der heiligen Schrift stehe allen zu“, und „der Tag des Herrn solle von den Christen durch Lesen gottseliger Bücher, besonders der heiligen Schrift geheiligt werden, und es sei verderblich, die Christen von solchem Lesen abhalten zu wollen“, da wurden diese Sätze durch Papst Clemens XI. in seiner Bulle Unigenitus vom Jahre 1713 feierlich als kezerische Sätze verdammt.

Wie man im Papsttum gegen das vierte Gebot anläuft, indem man z. B. die Mönchsgelübde, auch wenn sie gegen den Willen der Eltern gethan sind, als verbindlich und gottgefällig behandelt, hat einst der alte Hans Luther, Doctor Luthers Vater, seinem Sohn und den bei dessen Priesterweihe versammelten geistlichen Herren vorgelesen mit den Worten: „Ihr Gelehrten, habt Ihr nicht gelesen in der Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll? Diesem Gebot

zuwider habt Ihr mich und Eure liebe Mutter in unserm Alter verlassen, da mir erst einen Trost und Hilfe von Euch hätten haben sollen, weil ich so viel Kosten auf Eure studia verwendet habe, und seid wider unsern Willen ins Kloster gegangen.“ Als eine falsche Behauptung bezeichnet das Tridentinische Concil auch die Lehre, daß die Ehen, welche Familiensöhne ohne Einwilligung der Eltern eingegangen sind, nichtig seien, und so redet also das papistische Hauptbekenntnis diesem Ungehorsam und dieser Verachtung gegen die Eltern dem vierten Gebot zum Trotz offen das Wort. Daß die Päpste oft die Untertanen weltlicher Obrigkeit veranlaßt haben, den Gehorsam zu verweigern, den sie nach dem vierten Gebot hätten leisten sollen, haben wir früher schon gesehen.

Wie das Papsttum in Lehre und Praxis weiter auch gegen das fünfte Gebot anläuft, und daß wir darum mit Recht singen:

„Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort,
Und steur' des Papstes und Türken Mord,“

haben wir ebenfalls schon früher gezeigt; doch soll eine Erweiterung des Nachweises in nächster Nummer, folgen und zwar unter der besonderen Ueberschrift: „Die Inquisition.“

Die Großmagd.

Eine Dienstbotengeschichte.

Erstes Kapitel.

In welchem eine frühliche Hochzeit gefeiert wird.

„Hörcht, alleweil geht die Drgel — sie werden gleich kommen! Nun aufgepaßt und festgehalten, Christian!“

„Oho, halt du nur fest, Leberecht — ich will meinen Mann schon stehen!“

Die beiden Knaben, welche diese Worte tauschten, stellten sich stramm wie ein paar Wachtposten an den beiden Pfeilern der Kirchhofspforte auf und versperrten die letztere durch ein straff gespanntes feuerrotes Band. Hinter ihnen hatte sich ein ganzes Rudel Knaben und Mädchen postiert, deren Augen mit ungeduldiger Begier nach der Kirchthür hingingen, denn jede Minute mußte der Brautzug erscheinen und an der versperrten Pforte der Geldregen erfolgen. So war es Sitte in dem Ort, daß die liebe Schuljugend jedes vom Altar kommende Brautpaar mit einem Bündlein aufhielt, damit der Bräutigam in die Tasche lange und kleine Münze unter die Kinder streue.

Heute kam ganz besonders viel darauf an, das Band recht fest zu fassen, um den Bräutigam so lange als möglich aufzuhalten und ihn dadurch zu immer neuen Griffen in die Westentasche zu zwingen; denn heute war es ja das Rätchen vom Gasthof, welche Hochzeit hatte; die konnte schon was drangeben und würde sich — so hoffte man — nicht lumpen lassen, wenn auch vielleicht der Bräutigam, den man nicht kannte, keine Lust hätte, auf die Karreitei einzugehen.

Jetzt erschien der Hochzeitszug in der offenen Kirchthür. Ein stattliches Paar! Das Rätchen, nicht bloß die reichste, sondern auch die schmückste Bauerntochter im Dorf; Fris, der Bräutigam war eine statiose Figur, gerade als hätte er bei den

Gardeschützen gebiet, wozu bekanntlich immer die schmucksten Leute ausgelesen werden.

Jetzt war der Zug an der Kirchhofstür angelangt. Da geriet er ins Stocken, denn der Christian und der Leberecht machten ihre Sache gut und sahen den Bräutigam so trotzig herausfordernd an, als wollten sie ihm an den Krage, wenn er sich nicht anständig lösen würde.

Bei der Dorfjugend von Waltersleben gewann am heutigen Tage Herr Fritz Busch, der neue Erlenhauer, das höchste Ansehen; denn nachdem man alle ausgestreute Münze, darunter sich gar Biergroßentüchchen befanden, zusammenaddiert hatte, ergab sich eine Summe, wie sie in Waltersleben seit Menschendenken nicht erhört war.

Jetzt schmetterten die Musikanten einen fröhlichen Marsch daher, unter dessen Klängen der Hochzeitszug sich heimbewegte nach dem Erlenhof.

Unter der mit bunten Guirlanden geschmückten Thoreinfahrt standen sämtliche Tagelöhner und Dienstboten des Hofes; die bewillkommneten das junge Paar, indem der Andres, der alte Hofmeister, ihm in wohlgesetzter Rede alles nur erdenkliche Glück wünschte.

Danach ging es über den Hof hinweg nach dem Wohnhaus. Auf der breiten Steintreppe stand in ihrem höchsten Staat eine weibliche Person, hoch in den Bierzigern, groß und stark, mit zwei dicken Armen und mächtigen roten Händen. Auf ihrem pokennarbigem Gesicht lag ein Ausdruck von Ehrlichkeit und Gutherzigkeit, aber die festgeschlossenen Lippen und die geradeaus in die Welt schauenden Augen verrieten etwas Kraftvolles in ihrem Wesen, als verstünde sie sich sehr gut aufs Regieren und Kommandieren, welcher Eindruck noch erhöht wurde durch den harten, scharfen Ton ihrer Stimme.

Sie war nicht mit in der Kirche gewesen, die Großmagd Eva, sie hatte inzwischen im Haus ihre Aufgabe zu erfüllen gehabt und wollte nun die erste sein, welche das junge Ehepaar auf der Schwelle seines Heims begrüßte. Sie machte einen etwas steifen Knix und sprach mit bewegter Stimme: „Gott grüße euch beim Eintritt in euer Haus, welches euch die Eva glücklich zugerichtet! Ich wünsche von Herzen, daß die junge Frau so bleibe, wie sie bisher gewesen ist, und daß der junge Herr ihr nacharte und mir keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gebe.“

Damit reichte sie dem Paar mit mütterlichem Wohlwollen beide Hände hin.

Der junge Ehemann verzog ein wenig den Mund zum Lächeln, welches aber mit einiger Bitterkeit gemischt war, als habe ihn die letztere Bemerkung unangenehm berührt. Eva stand im Begriff, die junge Frau zu umarmen. Fritz wußte aber das zu verhindern, indem er sein Weib rasch hinter sich her in das Haus hineinzog.

Man sammelte sich nun in dem Familienzimmer, welches ein süßer Kaffeeduft verheißungsvoll durchzog. Mit quackelberartiger Beweglichkeit versorgte Eva, nachdem sie ihr schwarzseidenes Kleid mit einem baumwollenen vertauscht und sich eine feingestickte weiße Satzkürze vorgebunden, die Gäste mit dem braunen Getränk, überwies dann zweien Mägden die weitere Bedienung und begab sich nach dem schön mit Blumengewinden verzierten Wagen-

schuppen, in welchem die Hochzeitstafel gedeckt stand. Es war ein heißer Tag — man schrieb den 20. Juli 1860 —, da ließ sich's in dem kühlen, nach der einen Seite ganz offenen Raum vortrefflich schmausen.

Nach einer halben Stunde hatte alles an der Tafel Platz genommen, und Evas Augen strahlten vor Befriedigung, wie sie die Gäste den Speisen und Getränken zusprechen sah. Sie wußte es schon vorher, war doch ihre Kochkunst weit und breit berühmt. Es lag ein wenig Eitelkeit in ihrem Blick, als sie dieser Leistungsfähigkeit gedachte; aber eine treue Seele war sie doch, die Eva, treu wie Gold und ehrlich. Ihr ganzes Dasein ging im Dienen auf, und wenn sie eine Neigung zum Herrschen in sich hatte, so suchte sie damit durchaus nicht das Ihre, sondern das Beste ihrer Herrschaft. Die Verhältnisse hatten das ja auch so mit sich gebracht. Die alte Erlenhauerin, Käthchens Mutter, war zwar eine gute Frau, aber die Umsicht und das Durchgreifen war nicht ihre starke Seite. Sie hatte es gern, wenn ein anderer für sie die Augen offen und die Hände am Ruder hatte. Und die Käthe? Die Eva hatte ihrer von klein auf gewarnt, und das Kind — der Mutter in ihrem Wesen gleichgeartet — hatte sich gern von der Eva leiten lassen, ja war wohl manchmal auf den Gedanken gekommen, ob es der Magd nicht eigentlich mehr zu danken hätte als der Mutter. So war es ganz von selbst gekommen, daß die Eva sich das Kommandieren angewöhnt hatte und im Hause Nummer eins war, zumal seit der alte Erlenhauer das Zeitliche gesegnet hatte, der nun bereits fünf Jahre in der Erde lag, und dessen Stelle ein Bruder der Erlenhauerin bis hierher um Gotteswillen versehen.

Je länger der Wein in den Gläsern perlte, desto lebendiger wurde es an der Hochzeitstafel, und ein Trinkspruch jagte den andern, so unbeholfen sie auch meistens herauskamen.

Endlich erhob sich der alte Ohm der Braut, derselbe, welcher bisher die Wirthschaft auf dem Erlenhof geführt hatte: „Da redet Ihr nun aus dem Hunderten ins Tausendste und sucht in der Welt herum nach Leuten, die Ihr leben lassen. Denkt Ihr denn gar nicht an die, an die Ihr schon lange hättet denken sollen? Wem haben wir es denn zu danken, daß es uns heute so schmeckt? Um einen solchen Tisch zu decken, dazu gehört was; und doch sind es nur zwei Hände gewesen, die das alles zustande gebracht! Was wäre der Erlenhof ohne die alte, gute, brave Eva? Fritz, an der Eva hast du ein Kapital! Und das sage ich dir, daß du sie ordentlich warm hältst! Stoß an, die Großmagd Eva soll leben!“

Die Gläser klirrten gegeneinander, eins zerbrach sogar unter dem zu kräftigen Stoß, und die Gefeierte, welche gerade mit einer Bratenschüssel hinter der Brautmutter stand, schlug in glückseliger Verlegenheit die Augen nieder.

„Nun kommst du aber endlich auch mit an den Tisch, Evchen!“ fuhr der Nebner fort. „Käth' zu, Zacharias, und mach' der Eva Raum!“

Die Großmagd mußte wohl oder übel sich mit in Reih und Glied setzen und zulangen, ob sie gleich schon satt war.

„Was ich noch sagen wollte“, meinte der Alte

zu der Eva, indem er einen Blick nach dem Bräutigam hinüberwarf, „daß du mir den Fritz recht schaffen an die Leine nimmst! Er ist ein junges Blut und hat noch nicht viel im Leben erfahren. Neb' nur ordentlich deutsch mit ihm, das wird ihm gut thun!“

Der Alte hatte das in scherzendem Ton gesagt, aber ernst gemeint, und Fritz, der die Worte auch ernst aufgenommen hatte, schien gerade nicht sehr erbaut davon zu sein. „Der alte Schwäger hat ein Glas zuviel!“ murmelte er vor sich hin und rief einer Magd zu: „Karoline, eine Flasche Wasser!“

Nachdem das Gewünschte gebracht war, schenkte er ein Glas davon voll; das schob er dem Alten hin, indem er sagte: „Ist's vielleicht gefällig, Wetter? Die Luft ist heute schwül!“

Der Wetter machte eine ruhige, abwehrende Handbewegung und ließ sich in seinem Gespräch nicht stören. Er hatte den Stich offenbar nicht gefühlt.

Stillglücklich saß die Brautmutter in ihrem Stuhl an oberen Tischende. Sie war so froh und dankte Gott, daß endlich der Tag erschienen sei, an welchem sie das Zepter aus der Hand legen konnte. Sie hatte viel durchzumachen gehabt in ihrem Leben. Vier Söhne hatte sie im blühenden Jünglingsalter durch den Tod verloren, zuletzt auch noch den Vatten; und das Käthchen war das einzige Bißchen, was ihr übrig geblieben war, ihr, der frankten, schwächlichen Frau, von der der Doktor nicht viel wegkam und der Apotheker jahraus jahrein ein schönes Stück Geld verdiente.

Mit mütterlichem Wohlgefallen ließ die alte Erlenhauerin die Augen auf dem jungen Paar ruhen. Das Käthchen, o wie frisch und schmucl sie heute aussah, wie prächtig ihr der Brautkranz und der weiße Schleier stand! Es war doch ein herziges, liebreizendes Kind! Und nun der Fritz — auch auf ihm ruhte der Blick der Mutter mit dem innerlichsten Vergnügen. Der Fritz, so ging ja das Gerede, hätte drinnen in der Stadt schon die besten Partien machen können. Arm ist er ja bloß, dachte die Erlenhauerin vor sich hin, der jüngste von sieben Buben, was kann der für Ansprüche machen in einem Hof, der knappe hundert Morgen unter dem Pflug hat! Aber er hat seine Wittgilt in sich, ist ja auf Schulen gewesen und hat grausam was gelernt. Und was braucht er denn auch weiter mitzubringen? Gott sei Dank, mein seliger Gottfried und ich, wir haben uns keine Schweißtropfen verdrießen lassen und haben's zu was gebracht! Na, Glück zu, Kinder! — ihr habt einen leichteren Anfang als ich und mein seliger Gottfried! Dazumal lag noch ein guter Klumpen Schuld auf dem Hof, noch von den Kriegsjahren her, aber jetzt ist die Last bis auf eine Kleinigkeit herunter und die Wirthschaft im besten Stand.

Die Erlenhauerin wurde aus ihren mütterlichen Betrachtungen aufgestört durch die Aufhebung der Tafel. In fröhlichem Zusammensein der zahlreichen Gäste verlief die Hochzeit, und noch lange erzählte man, wie schön es gewesen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Die beste Gabe.

Welches ist die beste Gabe? Was wünscht ihr Euch als das Beste, liebe Kinder? Also fragte ein armer Bürger in W., welcher nicht von der falschen Weisheit dieser Tage angesteckt war, seine 3 Kinder? Was wünscht ihr Euch als das Beste?

Die Kinder waren sogleich zu Wünschen bereit. Kaum hatte der Vater also gefragt, so sprach seine Tochter: Ich wünsche mir viel Geld, damit wir ohne Noth und Sorgen leben und auch andern Armen mittheilen könnten. Dazu, antwortete der Vater, bedürfen wir nicht viel Geld. Denn der liebe himmlische Vater wird schon sorgen, daß wir trotz unserer Armuth unser Brot haben, und auch andern ärmern Leuten mittheilen können, wenn wir nur beten und arbeiten und unser Herz vor dem Geiz verschließen. Denn gewöhnlich verhindert nicht die Armuth, sondern der Geiz die Wohlthätigkeit.

Ich, sprach der jüngere Sohn, ich wünsche mir die Gesundheit, damit ich arbeiten und mir mein täglich Brot verdienen kann. Gesundheit ist die beste Gabe. Allerdings, entgegnete der Vater, ist Gesundheit eine edle Gabe, unter allen irdischen Gaben die beste. Viele sind jedoch Jahre lang krank und doch glücklich geworden durch ihren Herrn Jesum Christum. Gesundheit ist nicht der Gaben beste.

Was wünschst du, Wilhelm? fragte der Vater seinen ältesten Sohn, welcher bis jetzt geschwiegen hatte. Ich wünsche mir, war seine Antwort, einen guten Namen und Zufriedenheit. Denn wer einen guten Namen besitzt, wird sich bei Fleiß und Gottesfurcht leicht fortbringen, und wer zufrieden ist, der hat genug und kann glücklich sein.

Deine Wünsche sind nicht unrecht, lieber Sohn, bemerkte der Vater. Guter Name und Zufriedenheit sind schöne Güter, und wir wollen den Herrn bitten, daß er uns beide Güter schenke und erhalte. Wenn uns aber die Welt um des Herrn willen, an den wir glauben, lästert und uns Ehre und guten Namen abschneidet, müssen wir es auch geduldig tragen, und es giebt doch noch Besseres, als das, daß man sich mit dem, was man hat, genügen läßt.

Ich wünsche vor allen Dingen, daß mir der Herr, wenn mein Stündlein kömmt, ein selig Ende beschere und mich von diesem Jammerthale zu sich nehme in den Himmel. Also sprach zuletzt die Mutter, und Alle stimmten bei, daß die Erfüllung dieses Wunsches das Beste sei, was uns zu Theil werden könne, das größte Glück, das uns widerfahren könne.

Was ist uns nöthig, damit wir dieses Glück erlangen und einst alle Erben des Himmels werden? Das lehrt uns die heilige Schrift und aus ihr so mancher treue Prediger, das lehrt auch das Beispiel eines edlen deutschen Fürsten.

Als sieben evangelische Fürsten und die Städte Nürnberg und Reutlingen auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 das Bekenntnis ihres Glaubens übergeben hatten, gedachte der listige Kaiser Karl V. Uneinigkeit unter den evangelischen Fürsten zu stiften, und besonders den Landgrafen Philipp von Hessen von ihnen abzuziehen. Er versprach ihm daher, wenn er von den Protestanten abfallen wollte, seine besondere Gnade, die Wiedereinsetzung des vertriebenen Herzogs von Württemberg, günstige Entscheidung des großen

Ragenellenbogen'schen Prozesses und selbst Erhebung zur römischen Königswürde. Alles dieses lag dem Landgrafen sehr am Herzen; ließ er sich dadurch etwa doch verleiten, seinen verlästerten evangelischen Glauben zu verleugnen? Nimmermehr! Auf dieses Anerbieten des Kaisers gab er eben so entschieden als bescheiden die Antwort:

„Den trügerischen Gütern dieser Welt ziehe ich die Gnade Gottes vor.“

Was war es, das der mächtige Landgraf allem Andern vorzog? Welches Gut hielt er für besser, als alle die lockenden Versprechungen des Kaisers? Der Landgraf hat das beste Theil erwählt und Gottes Gnade allen andern Gütern vorgezogen, was ihn in Ewigkeit nicht gereuen wird.

Gottes Gnade ist die beste Gabe. Wem Gott gnädig ist und ihm seine Sünden vergiebt, der wird Frieden haben und Freude, der wird glücklich sein und ewig selig werden.

[Gefesandt von P. A. F. S.]

Wie die erlangte Vergebung der Sünden wieder verschertzt wird.

Dieses zeigt der Herr Jesus uns ebenfalls im Gleichnisse vom Schalksknechte. Als der König denselben losgelassen und ihm die ganze große Schuld geschenkt hatte, ging er hinaus. Wie leicht und wohl mag ihm da gewesen sein in dem Bewußtsein, daß er durch die unverdiente Gnade seines Herrn einer so schrecklichen Zukunft entronnen war. Ach, wenn er das doch nur niemals vergessen hätte. Doch siehe, auf seinem Wege durch dieses Leben begegnet ihm ein Mitknecht, der ihm hundert Groschen schuldig war. Von diesem fordert er die Bezahlung der Schuld. Der arme Mensch gestand zu, daß er ihm die Summe schuldig sei, fiel auch vor ihm nieder und bat ihn mit herzlichen Worten um Nachsicht und Geduld, er wolle auch alles bezahlen, sobald er nur könne. Eingedenk, daß ihm vom Könige eine so große Summe erlassen worden war, hätte er mit seinem Mitknecht doch auch Mitleid haben sollen. Regte sich solches in seinem Herzen, so unterdrückte er es doch, fuhr hart und ließ das strengste Recht walten. Da der arme Mensch nicht bezahlen konnte, ließ er ihn ins Gefängnis werfen, bis daß er bezahlte, was er schuldig war. Als diese Unbarmherzigkeit vor die Ohren des Königs kam, ließ er den Schalksknecht vor sich kommen und sprach zu ihm: Du Schalksknecht, alle diese Schuld habe ich dir erlassen, dieweil du mich batest, solltest du denn dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmt habe? Sodann ließ er ihn im Zorn den Peinigern überantworten, bis daß er ihn bezahlte, was er ihm schuldig war. Weil also dieser Schalksknecht nicht auch Geduld haben wollte mit seinem Mitknecht, entzog ihm sein Herr seine Huld und ließ nun auch über ihn das strengste Recht walten. Was das alles zu bedeuten habe, erklärt der Herr Jesus mit den Worten: Also wird euch mein himmlischer Vater auch thun, so ihr nicht vergebet von eurem Herzen, ein jeglicher seinem Bruder seine Fehler.

Unter den zehn tausend Pfunden sind zu verstehen unsere Verfündigungen gegen Gott. Unter den hundert Groschen die Verfündigungen des Nächsten gegen uns. Wenn Gott uns um Christi willen unsere Sündenschuld erläßt, so erwartet er von uns, daß wir seinem Exempel folgen und dem Nächsten seine Vergehungen gegen uns auch gerne vergeben, wenn er sein

Unrecht anerkennt und um Vergebung bittet. Und zwar soll solche Vergebung von Herzen geschehen. Was uns der Nächste Böses gethan hat, sollen wir ihm in keiner Weise entgelten lassen. Denn wenn wir uns nicht ausöhnen lassen wollen oder wenn wir trotz der Versöhnung ihm dennoch Böses zufügen oder Gutes entziehen, weil er uns beleidigt hat: so dürfen wir uns auch keiner Gnade zu Gott versehen.

Wenn wir also fragen, wie ein Mensch die erlangte Vergebung der Sünden wieder verschertzen kann, so ist die Antwort: durch Lieblosigkeit, Unbarmherzigkeit und Unversöhnlichkeit gegen den Nächsten. Dieses lehrt uns auch die fünfte Bitte des Vater Unfers: Vergieb uns unsere Schuld, als wir vergeben unsern Schuldigern.

Aber, so sagt hier etwa ein Unversöhnlicher, hat denn Christus nicht für mich gelitten? Wenn ich glaube, daß er sein Blut vergossen hat zur Vergebung meiner Sünden, so müßte ich doch auch Vergebung haben! Antwort: Vergebung der Sünden erlangt ein Mensch um Christi willen, das ist wahr, aber nur durch den wahren Glauben, der Christi Verdienst ergreift. Ein beharrlich unversöhnlicher Mensch ist aber auch ein ungläubiger Mensch. Und wenn er auch bekennet, daß er glaubt, Jesus sei für ihn gestorben: so kann sein Glaube doch nicht rechter Art sein. Der wahre Glaube ist nicht ein bloßes Wissen, sondern eine kindliche Zuversicht zu Gottes Güte in Christo. Wie kann aber derjenige von Herzen glauben, daß Gott ihm versöhnt sei, der mutwillig seine Gebote übertritt und dem Teufel vorsätzlich dient. Darum schreibt auch St. Johannes: Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger, und ihr wisset, daß ein Todtschläger nicht hat das ewige Leben bei ihm bleibend.

Wer sich also fortgesetzt der Vergebung seiner Sünden getrösten will, der muß auch in täglicher Buße leben. Regt sich der alte Adam in ihm mit seinen bösen Lüsten und Begierden, so muß er denselben mit Gottes Hilfe krenzigen und tödten. Daher die vielen Vermahnungen der Schrift an die Bekehrten, daß sie ringen sollen, durch die enge Pforte einzugehen und mit Furcht und Zittern ihre Seligkeit zu schaffen. Wem Gott Gnade zur Buße gegeben hat, der soll nicht bloß, sondern er kann nun auch mit Gottes Hilfe siegreich gegen die Sünde ankämpfen und Gutes thun. Geht es auch noch sehr schwächlich, so ist denn doch gewißlich vorhanden der Anfang eines neuen Gehorsams. Ja der Heiland spricht zu seinen Jüngern: Wer in mir bleibet, und ich in ihm, der bringet viele Frucht.

(Gefesandt von P. F. A.)

Geben ist seliger denn nehmen.

Das ist ein gar köstliches Wort, welches durch den lieben Apostel Paulus, Ap. Gesch. 20, 35. als ein Wort des Herrn Jesu uns ist überliefert worden. Aber gerade, weil es Gottes Wort ist, hat die Welt dawider allerlei Bedenken, und unser alter Adam hat sie auch. Daß Nehmen ein gar selig Ding ist, bestreitet wohl so leicht Niemand, wenn auch das wirklich selige Nehmen nicht Jedermanns Ding ist. Wir sind alle solche, die da gern nehmen, und wenn wir ein Sünmchen, das mit Fug und Recht unser eigen ist, in die Tasche stecken, so lacht uns das Herz im Leibe. Das geht so unsern lieben Bauern, Handwerkern und Kaufleuten, auch

den Pastoren und Lehrern. Aber Lachen und Lachen ist ein Unterschied, je nachdem des Menschen Herz ist. Jener Mann im Evangelio, des Feld so wohl getragen hatte, lachte auch, aber seine Freude war ein Greuel vor Gott, weil er ihm nicht die Ehre gab. Anders freute sich dagegen der liebe Vater Jakob an dem Hab und Gut, das mit ihm über den Jordan ging. Es ist ein solches Freudenwort, was er sagte: „Ich hatte nicht mehr denn diesen Stab, da ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere geworden.“ Aber voraus geht das köstliche Wort, womit er sich beugt vor dem Gott seiner Väter Abraham und Isaak: „Ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knecht gethan hast.“ Also ist es noch heute. Nur dann ist das Nehmen ein köstlich, selig Nehmen, so wir in Herzen bewahren, was wir gelernt haben: „Und das Alles aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit ohne all mein Verdienst und Würdigkeit.“ Wir wollen doch dieser theuren Worte gedenken bei jeder Erntegarbe, bei jedem rechtlichen Vortheil, bei jedem guten Geschäft und bei jedem Cent, den wir in die Tasche stecken. Dann ist unser Nehmen ein selig Werk und Thun im Glauben, und solch Nehmen ist auch ein Stück Grundlage zu dem noch seligeren Geben. —

Es gibt in unserer Zeit viele Menschen, die bei außerordentlichen Unglücksfällen gerne und reichlich geben, und doch ist bei so Vielen dies Geben wohl nicht ein selig Geben. Man giebt vom Ueberfluß, von dem, was gewonnen ist, aber man giebt nicht Gottes Gabe, die einem kund gethan hat Gottes Barmherzigkeit und Treue. Man giebt und hätte sich doch gerne ein Denkmal gesetzt, und bestünde es auch nur aus Drückerwärze. Doch die Welt thut, wie sie geartet ist; wie aber steht es mit dem Geben bei uns, den Gliedern christlicher Gemeinden? Geben wir eben so gerne einen Thaler aus, als wie wir einen einnehmen? Was sollen wir da sagen; nicht wahr dieses, daß wir wohl einerseits gerne geben, andererseits aber wohl merken und kennen die mancherlei Bedenken unsers alten Adams. Dieser rumort oft ganz gewaltig gegen das Geben, er rumort auch gerne in den Christen-Gemeinden mit allerlei Geschrei wider die vielen Kollekten. Und doch ist das Geben so gar selig.

Das liebe Weihnachtsfest liegt nun hinter uns. Wie mancher sann, als es herannahte, darauf, diesen und jenem etwas zu schenken, und es war ihm eine süße Freude. Wenn da der Hausvater seinen Jungen ein Paar Stiefel, der Tochter einen Wintermantel oder ein Kleid geschenkt hat und für seine liebe Hausfrau dies oder jenes Buch anschaffte, oder sonst etwas seinen Lieben zu Weihnachten beschert; wem wäre dies Geben nicht selig gewesen, so Gottes Liebe ihm das Herz erfüllt hat? Denn solch Geben ist ein Regen und Leben der Liebe, ein Wiederhall dessen, das geschrieen steht. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er Seinen eingebornen Sohn gab.“ Wo wir Jemand also christlich lieb haben, ist es eine Freude ihm zu geben. So geben wir denn mit Freuden den lieben Ausern, was ihnen nöthig ist zur Leibes Nahrung und Nothdurft. Aber nun höre du lieber Hausvater, die lieben Deinen haben auch eine Seele, und darum lebet der Mensch nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet. Denn nur der Mensch, der im Glauben an Christum lebt,

lebt wahrhaft und ganz. — Um nun den rechten Glauben zu überkommen, nützet nicht Kleid noch Stiefel, auch nicht Essen und Trinken, sondern „solchen Glauben zu erlangen hat Gott das Predigtamt eingesetzt, Evangelium und Sakrament gegeben“. Da mußt du helfen, hier müssen wir alle Hand ans Werk legen, daß wir doch das liebe Predigtamt behalten und Wort und Sakrament bei uns auf dem Plan bleibt. Was für elende Leute wären wir ohne das Predigtamt. Prediger und Lehrer aber sollen gesandt werden und zwar als solche, die tüchtig sind, andere zu lehren. Und dazu müssen wir geben und immer wieder geben, und das Geben ist ein überaus selig Ding.

Einst, wie im Volke Israel das Priesteramt bestellt und die Stiftshütte gebaut ward, da war Israel so fröhlich zum seligen Geben, daß die Werkmeister laut riefen: „Das Volk bringet zu viel, mehr denn zum Werke dieses Dienstes noth ist.“ 2. Mos. 36, 5. Können unsere lieben Werkmeister auch also rufen? Ach ihr Lieben, da werden ganz andere Rufe laut. Sind wir denn ärmer als Israel in der Wüste, oder sind wir lauer und lahm? Lasset uns herzutragen, so viel da noth ist. Oder sollen jene lieben geistlichen Väter uns richten und urtheilen als Leute, die des Herrn Werk lässig treiben? Wir singen mit Luther: Sie ist mir lieb die werthe Magd und kann ihr nicht vergessen.“ Nun wohlau, dann heißt es auch dieser werthen Magd, der Kirche Gottes und ihrer Noth gedenken, ihrem Mangel helfen. Aber ihr Lieben, wie stehet es da bei so vielen Christen in unserer letzten betäubten Zeit? Unser lieber Herr und seine werthe Magd wird erbärmlicher abgespeist, als mancher elende Tramp. Wie viele Cents werden der „werthen Magd“ in die Hände gelegt, die wahrlich keine Wittwen-Schärflein sind, die der Herr rühmt und ehret, sondern Bettelpfeunige, die dem Geber zur Schmach und Schande vor den lieben Engeln Gottes gereichen. Was giebt so mancher Hausvater der Magd, die ihm den leiblichen Tisch besorgt, was aber dieser, die ihm den geistlichen Tisch zurechtet? Doch hier heißt es bitten, daß Gottes große Liebe uns wieder mehr das Herz erwärme. —

Es giebt nun gewiß viele liebe Christen, die das einsehen, wie da es bei uns besser, viel besser werden muß, sie wollten auch wohl gerne reichlicher geben, aber sie kommen nicht dazu. Einmal sind die Meisten unter uns Leute, die nicht in eine stets gefüllte Tasche hinein greifen können, wenn wir auch wohl unser bescheiden Theil haben, zum andern, wenns ans Geben geht, erhebt der alte Adam ein solch Geschrei und bringt Posten auf Posten, der bezahlt werden muß, daß der Thaler in der Tasche bleibt und das 10 Cent Stück gegeben wird. — Da möchte nun der Schreiber dieses seinen lieben Mitchristen einen guten Rath geben und zwar nicht einen eignen Erfindung, sondern einen biblischen, der darum gewiß vorzuziehlich ist.

Es war zu den Zeiten der Apostel, daß große Noth war bei den lieben Christen zu Jerusalem. Da wurde nun für diese Noth der Kirche eine Kollekte gesammelt, und der Apostel Paulus nennt solche Steuer, die dem Heiligen geschieht, ein Bekenntnis des Evangeliums. Er vermahnet nun aber die Christen zu Korinth, 1. Cor. 16, 1. 2. „Wie ich den Gemeinden in Galatien geordnet, also thut auch ihr. Auf einem jeglichen Sabbath lege bei sich selbst ein jegli-

cher unter euch und sammle, was ihm gut dünkt, auf daß nicht, wenn ich komme, dann allerst die Steuer zu sammeln sei.“ Da haben wir eine wohlbedachte apostolische Weisung. Der Heilige Geist sagt uns Christen, wie es anzufangen ist, damit wir fröhliche und reichliche Geber seien. In Summa gefasset: der Heilige Geist empfiehlt den lieben Christen die Anlage einer Kollekten-Kasse. Die Einlage in diese Kasse ist sonntäglich, so viel einem jeden gutdünkt. Die Christen sollen damit nicht warten bis zur Zeit der Kollekte. Also du lieber Hausvater, du machst dir einen Kasten, schreibst auch vielleicht darauf: „Gottes-Kasten“ zu einem „Rühr mich nicht an“ für deinen alten Adam. Nun legt du, und wer sonst will, sonntäglich in den Kasten, was dir gut dünkt. Du thust daan gut, wenn du etwas nachdenkst, wie viel du in der Woche für entbehrliche Dinge verausgabt hast. Kommt eine Kollekte, so nimmst du deinem Kasten den Inhalt, zählst nicht, grübelst nicht, sondern lässest deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut und giebt es in die Kollekte. Darnach sammlest du wieder fleißig bei dir selbst bis zur nächsten Kollekte. So da hast du, lieber Christ, den Rath, der nicht mein, sondern des Heiligen Geistes ist. Siehe zu, was du damit machst.

Wenn doch erst jedes Haus in unserer lieben Synode solchen Kasten hätte. Es würde ein seliger Geben werden und dazu so reichlich, daß auch unsere Werkmeister mal könnten od dem Ueberfluß jubeln. Von wie vielen, dafür wir Geld ausgeben, haben wir doch eigentlich einen sehr flüchtigen Genuß, es bleibt uns davon am Ende gar nichts. Aber von dem, was Ihm gegeben ist, sagt der Herr: Es soll dir tausendfältig vergolten werden.

Und nun zum Schluß eine Geschichte. Es war hier in Amerika, wo, das ist gleich, da lebte eine Wittwe mit ihrem Sohne in der Nähe einer Stadt, und die beiden nährten sich vom Ertrag eines Gartens und vom Fischfang im nahen Ohio-Fluß. Die Wittwe gehörte gliedlich zur lutherischen Gemeinde der Stadt. Diese Gemeinde wollte ihre Schulden bezahlen und Pastor und Vorsteher kamen auch zu der armen Wittfrau. Wie erstaunten die Kollektanten, als ihnen diese eine Anweisung auf \$100 gab mit der Erklärung: Sie habe ein kleines Kapital von \$190. Neunzig Dollar sei genug für ihr Begräbnis, sie warte und harre auf den Herrn, und ihr Sohn habe gesunde Arme. Nun, ihr Lieben, der Erzähler weiß nicht, was Pastor und Vorsteher gesagt haben; viel wird es wohl nicht gewesen sein, denn solch Geben ist so gar selig, daß man nur still seine Hände falten mag und beten: Du lieber Herr Gott, schenke uns allen solche Liebe und solchen Glauben. Der ewig lebendige Gott aber schreibt das in sein Buch, daß es nicht vergessen werde, und wer also gegeben hat, der wird sich darüber noch freuen, wenn er durch den Herrn Jesum aus Gnaden wird eingegangen sein in die himmlische Herrlichkeit.

Heiden und Heidenchristen.

Neuseeland.

III.

Es war im Jahr 1830, daß die ersten Eingeborenen Neuseelands getauft wurden; im Jahr 1835 waren bereits viele Tausende in christlicher Pflege und Unterweisung. Hunderte waren schon getauft, und als im Jahr 1838 Samuel Marsden, der Gründer der Mission, starb, konnte er mit Dank hinblicken auf das

reich gesegnete Erntefeld, das sich aufgethan hatte. Und ein Jahr später, im Jahr 1839, begann ein Umschlag, und die solchen Umschlag veranlaßt, das waren Christen, wenigstens nannten sie sich so. Es ging eben wieder einmal in Erfüllung, was so oft in der Missionsgeschichte uns entgegentritt: Um eurentwillen wird Gottes Name gelästert unter den Heiden.

So lange Neuseeland seine blutgierigen menschenfresserischen Bewohner hatte, fanden sich nur Wenige, die Lust hatten, daselbst sich anzusiedeln, und noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts war es etwas überaus Seltenes, wenn Europäer den Muth hatten, in solch einem Barbarenlande ihre Wohnung aufzuschlagen. Aber als nun mit dem Jahre 1814 eine Missionsstättigkeit dort begann, als mit dem Jahre 1830 viele getauft wurden und immer mehr ihre Rohheit und Wildheit ablegten, als bessere Zucht und Sitte eintrat, und die alten Greuel wichen, da mit einem Male wurde es anders. Neuseeland ist ein schönes fruchtbares Land, da gut wohnen ist. Darum lockte dies schöne Land Eins um das Andere, und je weiter die Kunde von der Fruchtbarkeit des Landes drang, desto mehr kamen nach. Dagegen wäre nur wenig zu sagen gewesen, aber was für Leute waren diese Einwanderer! Es waren in der Regel Leute, die der alten Heimath müde hier in einer neuen ihr Glück suchten. Die nackteste Habgucht trieb diese Leute nach Neuseeland, ihr einziges Ziel war das Reichwerden, und die Mittel und Wege zu diesem Ziele waren ihnen gleich. Was konnten solche Menschen den Maoris bringen! Von Christentum war keine Rede, das Alles achteten diese Leute ja selber nicht, vielmehr spotteten sie darüber, verdächtigten die Missionare und deren Werk und suchten den jungen Christen, die noch so wenig in ihrem Glauben befestigt waren, ihr Christentum aus dem Herzen zu stehlen. Sie redeten ihnen vor, wie sie noch so thöricht sein könnten, durch diese herrschsüchtigen Missionare sich betrügen zu lassen, diese wollten das Volk nur verdummen und knechten, viel besser sei es, wenn sie ihre Aufklärung d. h. eben ihren Unglauben sich aneigneten. Dazu brachten sie Etwas mit, was den Leuten zuerst gar nicht behagen wollte, und dann mochten sie es nicht mehr lassen, das war der Branntwein. Auch auf Neuseeland wollte man zuerst nichts davon wissen, bis man ihn eine Zeit lang verkostet hatte; zuletzt waren die Leute davon wie gebannt und wurden darüber elende verkommene Sklaven des Branntweins, der sie um Hab und Gut, Gesundheit und Religion brachte. Nicht minder brachten diese Einwanderer allerlei Sünden und Schanden, allerlei schändliche Krankheiten, die weit und breit furchtbare Verheerungen anrichteten. Endlich kamen mit den Einwanderern auch verschiedene Lebensgenüsse ins Land, von denen man sonst nichts gewußt hatte; zuvor war überall die Einfachheit selber, jetzt kam Wohlleben und Leppigkeit auf, und das that dem sonst so einfach gewohnten Volke nicht gut: man merkte bald, daß es abwärts ging. Das Alles brachten diese Einwanderer mit nach Neuseeland, und die Maoris litten schweren Schaden darunter.

Aber mit alledem war es nicht genug, sondern nun begannen diese Einwanderer sich allmählich auch in den Besitz des Landes zu setzen, die Eingebornen wurden verdrängt und sollten auf eigenem Grund und Boden nichts mehr gelten, die fremden Eindringlinge wollten allein die Herren und Eigenthümer im Lande sein.

Gold und Silber hatten die Maoris nicht, aber ein schönes fruchtbares Land hatten sie; dies schöne

Land war es, was die Einwanderer begehrten. Zunächst versuchten sie, den Eingebornen ihr Land abzukäufen; bald aber begannen sie mit Lug und Trug sowie mit Gewalt Ländereien sich anzueignen. Die Eingebornen wurden betrogen auf allen Seiten. Ehe sie sich es versahen, hatten sie bereits ungeheure Strecken Landes verloren, und die verhassten Einwanderer waren die Eigenthümer geworden.

Die englische Regierung war es, die solchem widerrechtlichen Treiben Einhalt thun wollte. Es waren ja Engländer, die Neuseeland entdeckt und für ihren König in Besitz genommen hatten; Engländer waren es, die da und dort Ordnung und Friede aufrecht erhielten; so war es nun auch Englands Sache, den gedrückten Eingebornen Schutz zu verschaffen. Im Jahr 1839 bildete sich in England eine Gesellschaft, die die Ansiedelung von Neuseeland in ihre Hand nehmen und in geregelte Bahnen bringen sollte, und als gleichwohl Streitigkeiten entstanden, als längere Zeit Eingewanderte und Eingeborene in blutiger Fehde mit einander lagen, wurde endlich im Jahre 1842 ein Vertrag zu Waitangi abgeschlossen, wonach die Königin von England die Oberhoheit über Neuseeland erhielt, dafür aber dem ganzen Volk den vollen ausschließlichen und unbestreitbaren Besitz all seiner Ländereien bestätigte; hinfort solle Niemand mehr ein Recht haben Ländereien zu kaufen, nur die englische Regierung sollte das noch thun dürfen, aber immer nur mit freier Einwilligung und Zustimmung der Besitzer. So schienen die Maoris geschützt wider alle Willkür und Gewaltthat, England selbst wollte ihr Schutzherr sein.

Aber wie anders ging es doch, als man bei Abschluß dieses Vertrages im Jahre 1842 dachte! Der Strom der Einwanderung nahm immer mehr zu, von allen Seiten kamen Europäer, und wenn auch dadurch die Eingebornen sich immer mehr europäische Art und Gesittung angewöhnten, so traten doch die schlimmen Folgen davon viel mehr zu Tage. Die erste Liebe zum HErrn und zu seinem Wort verbrauchte, die Christen wurden lau und gleichgültig, der Ernst der Heiligung erschlaffte; dazu gewöhnte man sich immer mehr an europäische Genüsse, Sünden und Laster, und nun ging es rasch abwärts. Die Kraft des Volkes brach innerlich zusammen, und bald merkte man das auch äußerlich; von Jahr zu Jahr nahm das Volk ab, immer mehr starben als geboren wurden, das Volk der Maoris wurde mehr und mehr ein dahinsterbendes.

Da erfaßte das ganze Volk ein tiefes Mißtrauen, schon regte sich die Verzweiflung, sie begannen sich wider den drohenden Untergang zu wehren, und eine dumpfe Angst vor dem nahenden Verderben gab ihnen die Waffen in die Hand. Bereits im Jahr 1845 machte sich die allgemeine Erbitterung in einem Kriege Luft, sie wollten Land und Leute schützen, wollten die frechen Eindringlinge von sich weisen; erst nach zweijährigem Krieg kam es wieder zu einem leidlichen Frieden. Aber gebessert war damit nichts, die alten Befürchtungen gewannen aufs neue Boden, immer weiter breiteten sich die Weißen aus, immer weniger galten die Eingebornen etwas. Zwölf Jahre ging es so fort, da begann im Jahr 1859 ein neuer Kampf, es war ein 7jähriger Krieg, ein Kampf auf Leben und Tod.

In diesem Jahre bildete sich ein großer Bund unter den Maoris, Alles scharte sich zusammen, Christen wie Heiden, sie wollten ihr Heimathland schützen. Einen Häuptling, den tapferen Potatau, wählten sie zu ihrem Könige; auf ihre Fahne, die sie

erhoben, schrieben sie: Christentum, Bruderliebe, Gesetz. So verbündeten sie sich, kein Land dürfe mehr an die Weißen verkauft werden; dafür wollten sie einstehe, Alle für Einen und Einer für Alle. „Wir wollen keinen Krieg, sagten sie, wir wollen keinen Friedensbruch, aber unser Gebietsrecht wollen wir wahren, daran sei unser letzter Blutstropfen gesetzt! Wir mögen unterliegen, so fallen wir Menschen zuerst, dann unser Land mit uns! Zuerst die Leute und dann das Land; nicht, wie die Weißen wollen, zuerst das Land und dann die Leute! Das ist unser Grundsatz, auf dem wir stehen und fallen wollen!“ Diese Rede ging durch das ganze Land, und alles Volk ohne Ausnahme stand wie Ein Mann zusammen.

Da geschah es, daß ein Häuptling gegen das Gesetz Land an die Weißen verkaufen wollte, und die Regierung ließ es geschehen; die Maoris erhoben sich dagegen, sie konnten das nicht zugeben, denn es war wider alles Recht und Gesetz, und sofort erklärte die Regierung vornehmlich den Kriegszustand. Das war das Zeichen zu einer allgemeinen Erhebung. Ein falscher Prophet, Namens Te Ua, erhob sich, er gab vor, im Auftrag des Engels Gabriel und der Maria die Engländer vernichten zu dürfen, und ein großer Anhang war bald auf seiner Seite. So ging Aberglaube und Begeisterung, Heidenthum und Christenthum wild durcheinander. Bald brach der Krieg aus. Die Engländer erlitten zuerst einige Niederlagen, und um so größer wurde die Begeisterung der Maoris. Von Jahr zu Jahr zog sich der Krieg hin, die alten Heidengreuel erhoben wieder ihr Haupt. Am 2. März 1865 wurde ein deutscher Missionar von den wilden Anhängern jenes falschen Propheten ergriffen und aufgehängt; das geschah neben seiner eigenen Kirche, die die Maoris selbst gebaut hatten, und seine Gemeinde ließ es zu; sein Kopf wurde ihm abgeschlagen, das Blut geleckt, Augen und Gehirn gefressen, und das Uebrige den Hunden vorgeworfen. So thaten die heidnischen Maoris — die Christen darunter schämten sich solcher Greuel und verwahrten sich dagegen. Wer kann alle Greuel aufzählen, die sonst vorfielen? wer kann Alles schildern, was in dieser Zeit Trauriges vorkam? Erst als der edle Statthalter Georg Grey aus England ankam, gelang es, dem armen Volke den Frieden wieder zu geben. Selbst jener Lügenprophet schwur Treue und widerrief seine Lügenpredigt. Das geschah im Jahr 1865.

Wie oft hat man in jener bösen Zeit sagen hören, die Missionsarbeit auf Neuseeland sei eine vergebliche Arbeit gewesen. Und doch war sie es nicht! Wie viele Christen haben in jenen 7 trüben Jahren ihrem Gott und Heiland in der Stille fortgedient, wie viele Lehrer und Prediger haben die verlassenen Gemeinden mit Gottes Wort versorgt, wie viele Christen sind mitten in jenen Wirnissen selig heimgewandert!

Und wie steht es nun jetzt nach beendigtem Kriege mit den Maoris? Das arme Land hat Frieden, aber den Strom der Einwanderung hat Niemand hemmen können, die Weißen breiten sich immer weiter aus, und die braunen Eingebornen müssen weichen, das Volk nimmt ab, es ist ein hinsterbendes Volk. Wo früher Tausende waren, da sind jetzt nur noch Hunderte; Gemeinden, die im Jahr 1852 noch 450 Seelen zählten, haben jetzt kaum mehr 150.

Auszug aus „Schlier, Missionsstunden.“

Aus der Heidenwelt.

Ein entsetzliches Bild aus dem afrikanischen Heidentum finden wir entworfen in folgenden Mittheilungen aus dem mit Blut getränkten Königreich Dahomeh.

„Das deutsche Reich ist durch seine neue Bestimmung in Afrika an der großen Abon-Lagune der Grenz-nachbar des Königreichs Dahomeh geworden, das durch seine entsetzlichen Grausamkeiten berüchtigt ist. Wir haben schon oft von den blutigen Greueln erzählt, welche jährlich in der Hauptstadt Abomeh verübt werden; daß es damit bis auf den heutigen Tag nicht besser geworden ist, mag man aus dem folgenden Briefe eines Augenzeugen entnehmen, den die 'Missions catholiques' veröffentlicht: „Dieses Jahr (1884) hat der König von Dahomeh das Fest der jährlichen Todtenopfer mit entsetzlicher Grausamkeit begangen als je. Während der drei Monate, welche ich in Abomeh zubrachte, sah ich täglich am Thore des königlichen Palastes sechs frisch abgeschnittene Köpfe aufgesteckt. Ich rede nicht von den Unglücklichen, welche kopfabwärts an Bäume genagelt wurden, oder die man bloß durch eine Hand oder einen Fuß festnagelte und so in verschiedenen Stellungen an Dual, Hunger und Missethätigen elend sterben ließ. In den letzten Tagen noch war ich Zeuge der Hinrichtung zweier Männer und Weiber, welche vorgeblich mit dem Bruder des Königs eine Verschwörung angezettelt hatten. Der Bruder des Königs darf nach Landesgesetz nicht zum Tode verurtheilt werden; der König ließ ihn also in ein dunkles Loch sperren. Die beiden Weiber, eine Frau des Verurtheilten und eine Sklavin, wurden bis an den Hals in die Erde gegraben; am siebenten Tage lebten sie noch, obgleich sie keine Nahrung erhalten hatten. Man grub sie jetzt bis an die Mitte des Leibes aus und gab ihnen zu essen; dann schüttete man Pulver in das Loch und zündete es an. Trotz der furchtbaren Brandwunden waren sie nicht augenblicklich todt; jetzt gossen ihnen die Henker heißes Palmöl über den Kopf, und schließlich wurden die Leichname in Stücke zerrissen. Die beiden Verschwörer band man an Pfähle und die Menge durchbohrte die Unglücklichen an hundert Stellen mit glühenden Eisen; der eine hielt diese Qual eine halbe, der andere fast eine ganze Stunde aus.“

Ein Bild ganz anderer Art hingegen bietet die Missionsstation St. Matthäi in West-Afrika. Dort arbeitet ein englischer Missionar C. Taberer als Nachfolger des Missionars Greenstock, ganz unabhängig von einer Missionsgesellschaft. Es befinden sich dort in der Gegend etwa 10,000 Heiden und 5—600 Europäer. Taberer hat in den 15 Jahren seiner gefegneten Arbeit nicht weniger als 1000 Menschen getauft und 623 zur Confirmation vorbereitet.

Besonders bemerkenswerth ist, wie sich Taberer den Lebensunterhalt seiner Station mit seiner Gemeinde selbst verdient. Seit 1875 betreibt derselbe durch seine Gemeinde 1. eine Schreinerei, wo Möbel und alle möglichen Arten Holzarbeiten gemacht werden, 2. eine Flaschnerei, 3. eine Schmiede, 4. eine Wagenmacherei, 5. eine Landwirthschaft, durch welche die Stationsbewohner mit dem größten Theil ihrer Lebensmittel versorgt werden. Unter mehreren europäischen Meistern werden hier 35 junge Leute zu tüchtigen Handwerkern ausgebildet, während die Mädchen waschen, plätten und nähen lernen. Der Ertrag dieser Arbeiten belief sich im letzten Jahre auf 97,680

Mark. Da Taberer in der letzten Zeit viel hat bauen müssen, so ruht noch eine bedeutende Schuld auf seiner Station, die aber voraussichtlich bald abgetragen sein wird.

Kürzere Nachrichten.

— Im „Zeugen der Wahrheit“ finden wir folgende Mittheilung: „Emigrantenheim. Ein solches hat nun auch das Committee unserer Synode, welche die Interessen der Emigrantenmission hier in New York vertritt, erworben. Es ist dies das schon als Hotel benutzte Haus No. 8 State Street, das mit seiner 35 Fuß Front auf den Battery Park, in welchem Castle Garden liegt, schaut, also eine möglichst günstige Lage für seinen Zweck besitzt. Der Kaufpreis ist 45,000 Dollars. Das ist eine große Summe, die aber gut angelegt ist. Das Committee, welches schon lange in Kaufunterhandlungen stand, würde noch nicht den Muth gefunden haben zu diesem wichtigen Schritt, wenn nicht die Katholiken eine endgültige Offerte zur Erlangung dieses Eigentums gemacht hätten. So mußten wir zugreifen, um überhaupt zu einem so nöthigen Heim zu kommen. Freilich konnten wir nicht im Namen der Synode kaufen, da wir dazu keinen Auftrag hatten. Aber kein Glied des Committees zweifelt daran, daß die Synode den Schritt gut heißen und das Emigrantenhaus übernehmen wird. Wir standen schon zu lange unter der allerdings falschen Anklage, daß wir unsere Emigranten in „Spelunken“ unterbrächten. Die Anklage war erlogen, aber der Schein war gegen uns, und der wurde gehörig ausgebeutet. Jetzt können wir auch diesen Schein zerstreuen. Unsere von Deutschland kommenden und nach Deutschland reisenden Brüder werden ein ebenso billiges als angenehmes Quartier bereit finden. Die Einzelheiten des Betriebes des Hauses sind allerdings noch nicht geordnet. Am 8. Dezember ging das Haus in unseren Besitz über. Nun werden etliche Wochen darauf gehen, um den passenden Wirth zu finden und die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Sobald als möglich soll jedoch das Haus in Betrieb gesetzt werden. Gott, von welchem aller Segen kommt, wolle aus Gnaden auch dieses Werk segnen!“

— Eine Frau Richardson hat dem theologischen Seminar zu Andover \$25,000 und der Amerikanischen Bibelgesellschaft eine ähnliche Summe vermacht. Ein kürzlich verstorbenen Herr J. Royer hat folgende Vermächtnisse gemacht: Dem theologischen Seminar zu Gettysburg, Pa., \$500; der Erziehungsgesellschaft der Alleghany-Synode \$500; für innere Mission \$2000; für äußere Mission \$2000. Eine Frau Huntington von Cincinnati vermacht dem Bischof Whipple und seinen Nachfolgern \$300,000 zu Erziehungszwecken.

— Ein Glied einer Baptistengemeinde in Dakota hat der Kirche ein Stück Land zum Geschenk gemacht; andere Gemeindeglieder haben das Land gepflügt und im Frühjahr soll es eingesät werden. Man hofft eine Weizenernte im Werthe von mehreren tausend Dollar für kirchliche Zwecke zu erzielen.

— Ein Bauer in der Nähe von Verden hat sein ganzes Vermögen im Werthe von \$12,000 der Hermannsbürger Mission vermacht.

— Ein norwegisches Kirchenblatt bringt folgende Nachricht aus Schottland. Ein reicher Schotte hat 18,000 Kronen (\$4500) ausgesetzt für jeden Katholiken, der eine einzige Stelle aus der heiligen Schrift anführen kann zum Beweis, daß man zur Jungfrau Maria beten soll; 18,000 Kronen für jeden, der mit

einem Bibelspruch beweisen kann, daß nur die Priester den Wein im heiligen Abendmahl genießen dürfen; 18,000 Kronen für jeden Römischkatholischen, der auch nur eine Bibellestelle anführen kann, aus welcher hervorgeht, daß St. Petrus nicht verheiratet war; 18,000 Kronen für den, der mit einer Bibellestelle beweisen kann, daß die Prediger nicht heiraten dürfen; 18,000 Kronen für jeden, der mit einem Bibelspruch beweisen kann, daß man zu den Todten oder für die Todten beten soll; 18,000 für jeden, der eine einzige Bibellestelle anführen kann, worin gesagt wäre, daß es mehr als einen Mittler zwischen Gott und den Menschen giebt; 18,000 Kronen für jeden Papisten, der eine Schriftstelle beibringen kann, die beweist, daß Petrus Bischof in Rom gewesen ist; 18,000 Kronen für jeden, der eine Stelle aus der heiligen Schrift aufzeigen kann, die beweist, daß die römische Kirche die älteste Kirche ist; 18,000 Kronen für jeden, der einen Bibelspruch nachweist, welcher besagt, daß die Jungfrau Maria uns selig machen kann, und 18,000 Kronen für jeden Römischkatholischen, der mit einer einzigen Stelle des Neuen Testaments beweisen kann, daß der Papst Christi Stellvertreter und St. Petri Nachfolger sei.

Da könnte ja nun, falls es mit der römischen Lehre in den angeführten Stücken seine Richtigkeit hätte, ein Papist mit leichter Mühe ein reicher Mann werden. Unser Schottländer wird aber, falls er nicht anderweitige Verwendung für seine Kapitalien findet, sein Geld behalten müssen.

Büchertisch.

Verhandlungen der fünfundzwanzigsten Versammlung der deutschen Ev.-luth. Synode von Minnesota und anderen Staaten, gehalten in New Ulm, Minn., vom 1. bis 8. Juli 1885.

75 Seiten; Preis 15 Cents.

Dieser Bericht über die Jubiläumsversammlung der Ehrw. Minnesota-Synode hat zwar in Folge hindern-der Umstände etwas lange auf sich warten lassen; aber es liest sich solch ein Buch in den langen Winterabenden und Tagen, wo man vor Schneegestöber und Sauswind nichts draußen thun kann, mit mehr Muße, als an den zum Theil noch sehr geschäftigen Herbsttagen und ihren müden Abenden, und so ist es vielleicht ein Vortheil, daß der Bericht jetzt erst erscheint. Es ist der stattlichste Synodalbericht, den die Minnesota-Synode veröffentlicht hat. Der Synodalrede, mit welcher Herr Präses Albrecht die erste Sitzung eröffnete, ist eine von Herrn Pastor Ruhn verfaßte kurze Geschichte der Synode einverleibt, die auf S. 6—10 abgedruckt ist. Das Protokoll über die Lehrverhandlungen findet sich auf S. 20—54 und bildet eine Abhandlung über mehrere wichtige Punkte der Lehre von den Gnadenmitteln, wobei besonders auf die Anfeindungen Rücksicht genommen ist, welche die biblische und lutherische Wahrheit in diesen Punkten in unsern Tagen hierzulande hat erfahren müssen, daher denn der Bericht auch außerhalb der Minnesota-Synode einen Leserkreis finden dürfte und hiermit unsern Wisconsiner Lesern angelegentlichst empfohlen wird.

G.

Bekanntmachung.

Am 6. Januar 1886 wird, so Gott will, das neue Tertial in unserer Anstalt beginnen. Es ist sehr nothwendig, daß alle Schüler pünktlich anwesend sind. Zugleich bringe ich in Erinnerung, daß das Postgeld für die Schüler in **V o r a u s** zu entrichten ist.

Watertown, den 28. Dezember 1885.

Aug. F. Ernst.

Einführung.

Herr Pastor A. Bruff, berufen von der ev.-luth. Gemeinde in Town Gibson, Manitowoc Co., Wis., ist von mir im Auftrage des ehrw. Präsidiums unserer Synode am 1. Sonnt. d. Ab., d. J., in sein Amt eingewiesen worden.

R. Pieper.

Conferenz-Anzeigen.

Die Dodge und Washington Co. Conferenz wird ihre nächste Versammlung vom 4.—6. Januar 1886 bei Herrn Pastor Jac. Conrad in der Nähe von Theresa, Dodge Co., Wis., halten. Die zu dieser Conferenz gehörigen Amtsbrüder sind freundlich eingeladen, sich zu dieser Versammlung einzustellen.

P. h. Köhler.

Die gemischte Pastoral-Conferenz von Manitowoc und Sheboygan Co., Wis., versammelt sich, s. G. w., vom 5. bis 7. Januar (Donnerstag Mittag) in Sheboygan Falls.

Anmeldung wird gefordert.

J. Herzog.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XXI: PP L Gensite 20, Dammann 4.20, Thiele 1.05, Keibel 27.40 (und für Weibel 1.05, W Köpfe 1.24), Joffl 1.05. Die Herren: F Krüger 1.05, F E Krüger 1.05, Mrs. Solst 1.05, Mrs. Grünm 1.05.

Jahrg. XX: Die Herren Lüthring 27.10, Schablom und Deguer 2.10.

Jahrg. XIX: P Adelberg 8.

Jahrg. XX, XXI: P A L Schmidt 1.75, Herr Machemehl 2.10.

Jahrg. XX, XXI, XXII: Herr D Misegadis 1.05, 1.05, 0.90.

L. h. Jäfel.

Für das Seminar: P Dammann, Coll. der Jacobi-Gem. \$10; P Thurom, Coll. der Gem. in Greenfield \$7; P Haase, Missions- und Erntedankfestcoll. der Gem. zu Cold Spring \$12; P Probst, Missionsfestcoll. der Gem. in Hartford und Schleifingerville \$14; P Sprengling, Reformationsfestcoll. \$5.70; P Jäfel, von Herrn Maschewski und Frau W Christgau je \$1; P Adelberg, Weihnachtscoll. der St. Peters-Gem. \$15, und von N. N. Weihnachtsgeschenk für das arme Jesuskindlein \$14.

Für das Reich Gottes: P Adelberg, von Herrn Köpfe \$3; P Thiele, Wittwenscherlein von Frau N. \$5.

Für arme Studenten: P Jäfel, vom Frauenverein der Gnadengem. \$10; P Killian, gel. der Hochzeit im Hause des Herrn R Rubach \$6.35; P Dovidat, von Frau Keil \$1.

Für die Anstalten: P Bading, Hauscoll. von der St. Joh.-Gem.: W Upmeyer bei Ge-

legenheit seiner Hochzeit mit E Bues \$10; Fr Bues sen. \$5; W Kiechhefer, F Kiechhefer, E Starke, Ch Starke, J Schröder, J Müller je \$10; W Meyer, F Starke, J Kepsell, J Lamgenberger, H Steuermann sen., Frau M Becker, J Schmidt, H Freischmidt, F Rüttemeyer, F Bues jun. je \$5; E Kiechhefer \$4; J Haasch, G Geiger, E Frahnke, H Jöhr laut, F Wolter, D Arndt, W Petermann, A Konrad, H Steuermann jun., F Ruch je \$3; Frau Kirchner, Ch Traudup, W Klann, H Raasch, H Borgez, H Vich, F Müller jun., W Runge, Frau Hofstein, A Sielaff, R Freischmidt, F Lehre, Frau S Müller, J Petermann, F Schrobbe je \$2; G Böder u. Sohn \$1.50; P Gamsjäger, J Henning, A Grüneberg, A Reimann, L Fehlhäber, F Berendt, F Arndt, H Bärwaldt, R Dröse, J Gaulte, W Müller, W Rüpke, W Lorch, Frau Meiser, F Bollendorf, H Bredfeld, Frau Kunath, W Ruch, G Jonas, E Krause, H Voth, F Hartwig, W Bartelt je \$1; A Kurth, Frau E Hudt je \$50. Summa \$214.50. Fortsetzung folgt.

L. h. Jäfel.

Für den Haushalt in Watertown sind eingegangen: Aus P Petris Gem. in Leeds Butter von den Frauen: W Hummel 3½, Fr Mielle 4½, J Wagner sen. 4½, R Junge 3½, Pelschow 2½, Bum 3½, R Kalt 2½, R Wendt 2½, F Tempelmann 6, Tramp 4, Henschel 2½, W Hackbart 3½, W Wangerin 3½, Lanzendorf 4, L Mielle 22, Dieruf und N. N. 20, J Wagner jun. 6, Stiemke 2½ Pfund, M Schmidt 1 Topf Schmalz, N. N. 1 Quilt, R Wolf 1 Quilt und 12 Paar Strümpfe, W Hummel 1 Bettuch, N. N. 1 Paar Strümpfe, Tanger \$1, L Mielle 2 Sack Kartoffeln, Fr Tempelmann desgl., R Mielle 1 Sack Kartoffeln, M Manthe desgl., R Wendt desgl., W Tempelmann desgl., F Tempelmann desgl., Fr Renner desgl., Kracke 1 Sack Kartoffeln und 1 Sack Rüben.

Für den Seminar-Haushalt: Von den Herren Köhn & Sohn in Sheboygan 2 halbe Fässer Fische. Durch P Hillemann sen. in Howards Grove 1 Schachtel Käse. — Zum Danktagungstag aus Milwaukee: Aus der St. Matthäus-Gem., von Hrn. Fleischer Birk 2 Truthähne, Ad Weber 2½ Duzend Drangen; aus der St. Joh.-Gem. von Frau Geo Geiger 10 Pfund Zucker und 8 Quart Kronzbeeren, W Reichhäfer 1 Bratpfanne mit Deckel, Frau J Schröder Würste, Frau Weinsheimer 2½ Duzend Rahmtorten, Frau Bensemann jun. 1 Kuchen, Frau M R do. Von einer unbekanntenen Geberin 1 Truthahn. Durch P J Killian sen. in Theresa, Butter in Pfunden von den Frauen: Benede 2½, Reinte 2, J Köhke 3½, Budahn 2½, A Belling 4, W Rühke 2½, H Beske 2, Buche 4, Bernede 3, Wenzel 3½, E Köhke 2, Stange 4, Tischler 2½, Kliesoth 2½, Wächter 1½, A Erdmann 3½, G Erdmann 3½, Fr. B Zedler 3½, Frau C Zahn 3, Maaste 3, E Habertorn 2½, Krüger 2½, F Belling \$5½, E Wollenburg sen. 2½, E Wollenburg jun. 2½; zus. 75 Pfund. — Durch P J Stiemke in Kirchhain, Coll. in fr. Gem.: Rohlköpfe von H Köpfe 3, J Lembke 4, F Kannenberg sen. 20, E Knüppel 3, A Kannenberg 4, H Kressin 4, F Ehle 5, E Tischler 2, A Kiesel 2, W Hafemeister 4, Witwe Baumgärtner 5, F Düblich 3, J Scheer 3, E Schram 3, W Gußmann 2, Witwe Heidke 2, E Frank 8 und 1 Sack Rüben, W Ratthei 2, E Hillmann 32 und Rüben, L Riefener 3, H Riefener 3, Witwe Prochnow 4, F Nienow 20 und Rüben, E Prahl 8, A Scheunemann 7, E Rübke 4, W Tischler 8, G Tischler 2, E Krause 3, F Voigt 3, F Eggert 2,

W Kannenberg 5 und Bohnen, Fr Groth 4, H Knüppel 5, Fr Bugke 6, D Kiesel 6, W Dallmann 5, E Jarling 5, W Matter 4, H Volkmann 6, Vater Baumgärtner Rüben, E Tischler 1 Sack do. — Durch P J Hacker in Hortonville, Butter in Pfunden von den Frauen: R Schmebs 4, Mees 11, Runge 5, Helderhoff 4, Jaström 3½, F Hidde 6, Heger 5, Peterfen 4, Kriteberg 3½, Diestler sen. 5, Dolberstein 3, F Schulz 6, Behrnt 5, H Bud 2, Diestler jun. 2; zus. 69 Pfund. — Durch P Siegler, Butter in Pfunden, aus der Gem. in Stephenville von den Frauen: E Schmah 6, A Lemke 7½, H Kirchner 4, J Steinte 4, J Wunderlich 8½, E Brandt 5½, G Lettmann 5½, A Schulz 7; zus. 48 Pfund. — Durch P H Monhardt in Caledonia von Frau F Dallmann 3 Pfund Butter, Val. Zimmermann 4 Pfund Schmalz. — Von Vorsteher Lemke und von ihm selbst abgeliefert 1 Sack Roggenmehl und 1 Sack Kartoffeln. Von Frau Wilh. Müller, St. Matth.-Gem. in Milwaukee, Kaffee im Werth von \$1 zu Weihnachten.

Für arme Studenten: Von Frau P Waldt in Racine einige Paar wollene Socken und Handschuhe. Von dem merthen Frauenverein der Gnadengem. in Milwaukee \$10. Von Frau Mathilde Inbusch getragene Kleider. Von Frau L J ein Paar neue Ueberschuhe.

Herzlichen Dank den freundlichen Gebern.

E. Noz.

Für die Synodal-Casse: Coll. der Gem. des P Hensel \$4.25; durch P E Sauer, M Zellner 50 Cts., G Garbo, N. N. je 25 Cts.; P Keibel, Coll. fr. Gem. \$4.

Für Synodalberichte: Von P Nicolaus \$2.

Für das Reich Gottes: Fräulein W. \$1; P Vogel, von Vater Mack \$1. E Grabow \$1. J. Conrad.

Für aus der nördlichen Conferenz Studierende habe mit Dank erhalten: Von Wm Fricke \$2; Frau F Meyer, J Brüd je \$1; Frau N. N. 50 Cts.; J Knidrehn \$3. P Köpfe, Coll. in den Gem. Eaton \$1.10, Needsville \$4.12, 2.39, persönl. Beitrag 39 Cents.

R. Pieper.

Für die Heiden-Mission: P D Wüst, Missionscoll. fr. Gem. \$4.10; P A W Keibel, aus der Sparbüchse des verstorbenen Jul. Dp \$1.06.

E. Dovidat.

Für die Emigranten-Mission dankend erhalten \$1 von L. v. Rohr durch P Brockmann in Watertown, und \$6 gel. bei W Neumanns Hochzeit im Hause des Schwiegervaters F Ziemer in Lebanon, Wis., durch P Brenner.

E. Keyl.

Herr P Gensite, Collecte von fr. Gemeinde für die Gemeinde in Medford gesandt \$20. Desgleichen von der Gemeinde des Herrn P E Gauferwig \$6.

Mit herzlichem Danke quittirt Namens seiner Gemeinde B. Ungrodt.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücherverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalbuchhandlung zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

**Dr. Martin Luthers
Kleiner Katechismus**

mit

Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course

in

Composition and Grammar.

by A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.